

Kapitel 7: Avantgarden des Wohnens

7.1 Eine Genossenschaft der Eisenbahner

Wenzel Zvacek wäre ein Leben lang in der Schuld seines ersten Arbeitgebers in Wien, des Malermeisters Kraupe geblieben. Mögliche Konflikte hätten ihn unweigerlich die Arbeitsstelle und die Mietwohnung im Haus des Meisters gekostet. Mit dem von seiner Mutter arrangierten Wechsel zur Südbahngesellschaft beendet er diese im Wortsinn häusliche Abhängigkeit. Zvaceks Mutter geht als »Zugehfrau« in gutbürgerliche Haushalte. So lernt sie einen Direktor der Südbahngesellschaft kennen und legt ein gutes Wort für ihren Sohn ein. Weil sie als Zugehfrau im Haus des Direktors sehr beliebt ist, hat sie Erfolg, wohl nach dem Motto, der Apfel fällt nicht weit vom Stamm. Die Anstellung ihres Sohnes als Bremser, dann als Kondukteur und zuletzt als Oberkondukteur der Südbahngesellschaft hat materielle Vorteile wie den Monatslohn, ein Kohledeputat und anderes. Den vielleicht größten Vorteil bedeutet der Anspruch auf eine Wohnung in einer eben errichteten Wohnsiedlung der Südbahngesellschaft in Hütteldorf-Hacking. Im Jahr 1910 zieht das Ehepaar Wenzel und Maria Zvacek mit seinen Söhnen Willi und Karl (s. Abb. 27) über die Bezirksgrenze von Meidling nach Hacking, damals noch eine zu Hietzing zählende Gemeinde.

Die »Eisenbahnerhäuser«, wie sie der Volksmund nennt, sind eine von mehreren genossenschaftlichen Wohnhausanlagen, die besser ausgestattet sind als die Zins- und Bassenhäuser privater Hausherren. Die Wohnungen sind etwas größer, heller und sonniger, da die Genossenschaft darauf verzichtet, bis zu 80 % des Baugrundes zu verbauen, wie es die Bauordnung privaten Bauherren erlaubt. Hinter den Wohnhäusern legen die Bewohner*innen, die mit einem kleinen Baukostenbeitrag der Genossenschaft beitreten, Gemüse- und Obstgärten an. Unter jedem Küchenfenster ist ein »Speiskasten« eingebaut, der von außen belüftet ist – ein einfacher Ersatz des »Eiskastens« und des erst später aufkommenden, mit Strom betriebenen Kühlschranks. Zu jeder Wohnung gehört ein Kellerabteil, in dem mit Sand gefüllte Kisten stehen, in denen Kraut, Kartoffel, rote Rüben und Karotten über den Winter eingelagert werden. In einem der Gebäude richtet die Genossenschaft ein »Tröpferlbad« ein, eine Badeanlage mit Duschen und Badewannen.

nen, sowie eine zentrale Waschküche. In einem anderen Haus betreibt die Genossenschaft einen Kindergarten. Ein Konsum-Laden bietet Lebensmittel und Haushaltsartikel billiger an als die Greiflär in der Umgebung.

Freilich steht der Genossenschaft kein öffentliches, kommunales Budget zur Verfügung. Wohl aus Kostengründen verzichtet sie auf eine imposante Außenarchitektur. Die Fassaden der Häuser sind schlicht und schmucklos in Ziegelbauweise ausgeführt. Nur Bedienstete von Betrieben der Südbahngesellschaft dürfen hier einziehen. Die Bewohnerschaft ist daher sozial-kulturell homogener als jene im Zins- oder Bassenahaus und in den ab 1921 errichteten Gemeindebauten.

Wenzel Zvaceks erstgeborener Sohn Willi ist beim Einzug im Jahr 1910 sieben Jahre alt. Er erinnert sich an helle Räume und den Ausblick zum Lainzer Tiergarten auf der einen Seite, und die Baumgartner Höhe und den Steinhof auf der anderen, wo eben das Psychiatrische Krankenhaus mit der weithin sichtbaren Kirche nach Plänen von Otto Wagner errichtet wird. Dass in dieser Kirche bedeutende Kunstwerke von Kolo Moser zu sehen sein werden, weiß er freilich noch nicht.

»Die Wohnung war zwar noch feucht, es war ein Neubau, aber es war ein Fortschritt! Wir haben ein Zimmerfenster gehabt, wo man in den Lainzer Tiergarten gesehen hat, da haben wir in der Früh die Hirsche und Rehe stehen gesehen. Und durch ein Fenster auf der Nordseite [...] hat man hinaufgesehen auf den Steinhof. Da sind grad die Pavillons (des Psychiatrischen Krankenhauses auf der Baumgartner Höhe) gebaut worden, stufenweise, und auch die große Kuppel der Otto Wagner-Kirche hat man gesehen, die dann einen goldenen Überzug bekommen hat. Deswegen ist ja die Redensart lange gegangen: Bist narrisch, ich glaub, dich schicken wir zur goldenen Kuppel! Heute weiß niemand mehr, dass die Kuppel einmal golden war, heute ist sie ja patinagrün.«¹

Auch unter den Bediensteten der Südbahngesellschaft ist es in den 1910er Jahren noch nicht selbstverständlich, ihre Kinder vor der Volksschule in den Kindergarten zu schicken. Der Kindergarten in der Eisenbahnersiedlung arbeitet »nach den Methoden von Maria Montessori«, zu dieser Zeit in Italien und Österreich stark im Gespräch.² Montessori entwickelt ihre Lehrmittel für geistig behinderte Kinder: Kugeln, bunte Ketten, Nagelkreise etc., die die haptischen Fähigkeiten und die Intelligenz der Kinder fördern. Ich halte es für wahrscheinlich, dass vor allem die Buntheit des Spiel- und Lernmaterials Eltern beeindruckt, die Bezug zu manuellen Arbeiten haben. Dass eine Analyse von Montessoris Hauptwerk *Antropologia pedagogica* (1910) Jahrzehnte später nachweisen wird, dass die Autorin vom perfekten Kind träumt, das planvoll hervorzubringen sei, macht den praktischen Fortschritt im Kindergarten der Eisenbahner nicht kleiner. Politisch steht Montessori eine Zeit lang Mussolinis faschistischer Bewegung

1 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12. Nach einer umfassenden Renovierung glänzt die Kuppel der Otto Wagner-Kirche heute wieder golden im Sonnenlicht.

2 Maria Montessori, 1870–1952, Ärztin, Reformpädagogin, Philosophin und Philanthropin. Anfang 1907 eröffnet sie eine Tagesstätte für Kinder aus sozial schwachen Familien, die sogenannte *Casa dei Bambini*, im römischen Arbeiterbezirk San Lorenzo.

nahe.³ Auch davon wissen die Bewohner*innen der Eisenbahner-Siedlung wohl nichts. Etwas mehr als zehn Jahre später werden Montessoris Methoden auch in städtischen Kindergärten benutzt. Die Wohnsiedlung der Südbahngesellschaft ist auch in dieser Hinsicht ihrer Zeit deutlich voraus.

7.1.1 Freundeskreise, Bildungsurlaube und die Sorge um sich selbst

Statt an Sonn- und Feiertagen Verwandte zu besuchen, bilden sich in der Siedlung der Eisenbahner »Freundeskreise«, die Wochenenden und Urlaube gemeinsam verbringen. Sie unternehmen Ausflüge in das niederösterreichische Umland, etwa in die Wachau oder zu den Wiener Hausbergen Rax, Schneeberg und Semmering, im Winter mit Rodeln, Schiern und Schneeschuhen. Sie organisieren aber auch Auslandsreisen mit der Südbahn. Photographen unter den Genossenschaftlern halten Lichtbild-Vorträge über die jeweils letzte Reise.

»Ich war im frühen Volksschulalter, da haben wir eine Reise nach Triest gemacht, was für damals immerhin eine ganz schöne Reise war, auch nach Abbazia (Opatija), wo mein Bruder in einem Erholungsheim war, den haben wir damals dort besucht. Allerdings haben die Eltern auch *große Reisen* gemacht, wie ich noch zu klein war um mitzufahren; da sind wir dann zur Großmutter gekommen. Da sind sie dann acht oder vierzehn Tage im Ausland gewesen. Da haben die Eltern *Auslandsreisen mit Befreunden* gemacht. Die Eisenbahner waren untereinander befreundet, das war immer so ein *Zirkel*, die miteinander etwas unternommen haben.«⁴

Dass die Genossenschaft Ausflüge und Auslandsreisen organisiert, bedeutet nicht, dass sie *egalitär* wäre. An der Spitzte der Hierarchie stehen die Lokomotivführer, die ein höheres Monatsgehalt haben als etwa Lehrer*innen oder Polizisten. Willi Zvacek: »Die Könige der Eisenbahner waren die Lokomotivführer!« Lokführer zu werden setzt eine abgeschlossene Lehre und Gesellenprüfungen in zumindest zwei Lehrberufen voraus. Bevorzugt werden Männer mit abgeschlossener Mechaniker-, Schlosser- oder Maschinenbaulehre. Der ehemalige Malergeselle Wenzel Zvacek hat keinen dieser Berufe erlernt, wird aber mit ein wenig Protektion zunächst als Bremser, dann als Kondukteur aufgenommen und steigt zum Oberkondukteur auf. Das *Imaginäre* am Status der Lokführer und Kondukteure ist nicht zu übersehen. Sie beherrschen und kontrollieren einen technischen Apparat von eindrucksvoller Größe. Etwas von der Exotik der großen Lokomotiven und des Reisens färbt auf sie ab.

»Die Befreundeten« kommen durchwegs aus der Genossenschaftssiedlung. Vor willkürlicher Entlassung sind wohl die meisten von ihnen auch in den Kriegsjahren geschützt. So kann bei relativ hoher sozialer Sicherheit und gutem Einkommen eine Freizeitkultur entstehen, die jener der bürgerlichen Mittelklasse nahekommt. Dass ihr Zweck nicht nur Erholung und Vergnügen, sondern auch Bildung ist, zeigen die Reiseziele: Stifte und Klöster, Opatija, Venedig und Rom, und so weiter.

3 Sabine Seichter, *Der lange Schatten Maria Montessoris. Der Traum vom perfekten Kind*, Weinheim/Basel 2024.

4 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

Wochenendausflüge und ein- oder zweiwöchige Reisen geben den »Befreundeten« auch Gelegenheit, private und eheliche Probleme oder Schwierigkeiten mit Kindern vertraulich zu besprechen. Die Genossenschaftler helfen einander, sich aus den einengenden Traditionen des Familienlebens und der Verwandtschaft zu emanzipieren. Sie pflegen eine Art sozialtherapeutischer Sorge füreinander. Andere Vorzüge der Genossenschaft zeigen sich in den Jahren des Ersten Weltkriegs. Während viele Wiener*innen Hunger leiden und frieren, organisieren Eisenbahner die Verteilung von Kohle, Koks und Lebensmitteln. Kohle oder Koks sind ihnen von der Südbahngesellschaft vertraglich zugesicherte Deputate. Viele Eisenbahner werden vom Militärdienst befreit, da sie für die Mannschafts- und Materialtransporte der Armeen »kriegswichtig« sind. Als es in Wien fast nichts mehr an Lebensmitteln zu kaufen gibt, fahren Eltern und Kinder der Hackinger Genossenschaft mit »Regiekarten« auf das Land, um Brombeeren, Himbeeren und Pilze zu sammeln. Frische Milch beziehen sie täglich von Bauern an der Westbahnstrecke in der Umgebung von Neulengbach, unweit von Wien. Die dazu entwickelte Logistik ist intelligent und effizient.

»So haben sie sich zusammengetan, jeder Eisenbahner hat drei Zweiliter-Kannen gekauft, diese Weißblechkannen. Und im Hütteldorfer Bahnhof sind Kisten gewesen. Jede Kanne ist für einen bestimmten Bauern bestimmt gewesen und hat einen blauen, gelben, grünen oder schwarzen Fleck (einen aufgemalten Punkt) gehabt. Und diese Kisten sind mit der Bahn nach Neulengbach gegangen, dort hat der Bauer die Kiste abgeholt, hat die Milch hineingegeben und hat sie wieder hereingeschickt. Und täglich um elf Uhr haben alle Eisenbahnerkinder zum Bahnhof Hütteldorf in das Frachtmagazin gehen müssen, um die Milch abzuholen. Also nach der Schule sofort die Kanne packen und hinaufmarschieren; eine Kanne ist abgegeben worden, eine ist frisch gekommen. Und dadurch haben wir täglich zwei Liter Milch gehabt! Die Milch ist sofort abgekocht worden und hat sich in der Regel bis zum nächsten Morgen gehalten.«⁵

Im Erdgeschoß eines Wohnhauses der Siedlung befindet sich ein genossenschaftlich betriebener Kaufladen, »der Konsum«. »Da war natürlich die Propaganda, alle braven Genossen kaufen im Konsum! Niemand soll zu einem Greißler einkaufen gehen!«⁶ Der Ökonom und Wirtschaftshistoriker Werner Sombart sieht in Konsumgenossenschaften sogar eine Möglichkeit für die friedliche Sozialisierung der Wirtschaft.⁷

In Zinshaus-Quartieren ist es üblich, beim nächsten Greißler an der Ecke einzukaufen. Wenn die Frauen kein Geld mehr haben, lassen sie ihre Schuld im »Büchel« eintragen. Daher kommt auch die Rede vom »anschreiben lassen«, deren ganz andere, zweite Quelle die mit Kreide auf die Tür der Gaststube geschriebene Schuld durstiger Gäste ist. Beim Greißler wird die im Büchel stehende Schuld am folgenden Freitag oder am darauffolgenden Montag mit Geld aus dem nächsten Wochenlohn beglichen. Gelingt dies nicht, tragen die Schuldner Wertgegenstände in Pfandhäuser (wienerisch: »ins Pfandl«),

5 Interview 14 mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

6 Ebd.

7 Werner Sombart, Die Gesellschaft, Band 1: Das Proletariat, Frankfurt a.M. 1906; ders., Liebe, Luxus und Kapitalismus, Berlin 1967.

die sie gegen den Schätzwert in bares Geld versetzen und bis auf weiteres oder für immer zurücklassen. Manche Schuldner der Greißler zahlen nie. Diese Praktiken halten die Mitglieder der Hackinger Eisenbahner-Genossenschaft zu Recht für eine oft ins Verderben führende *Armutskultur*. Dagegen richtet sich ihre Mundpropaganda. So entsteht ein sozialkulturelles Milieu, das sich von den Verhältnissen in den »Zinsburgen des Kapitals« durch organisatorisches Geschick und Eigeninitiative unterscheidet. Dem sozialdemokratischen Programm des kommunalen Wohnungsbaus ist die Genossenschafts-Siedlung um gut zehn Jahre voraus. Und vor allem im Grad intelligenter und autonomer Selbstorganisation wird sie von den Bewohner*innen der Gemeindebauten auch später nie eingeholt (s. Kapitel 8).

7.2 Einküchenhäuser

Lilly Braun und Therese Schlesinger sind Sozialdemokratinnen bürgerlicher Herkunft. Der Wechsel vieler Dienstbotinnen in die moderne Industrie und in den Handel und der Verlust, den der Weggang von Dienstbotinnen für bürgerliche Haushalte und Häuser bedeutet, ist ihnen aus eigener Anschauung bewusst. Sie suchen nach Möglichkeiten, bürgerliche und erwerbstätige Frauen auf andere Weise von den beschwerlichsten Hausarbeiten zu entlasten. Auch stellen sie die Frage, ob Hausarbeit nicht professionalisiert werden könnte. Sie sind nicht die ersten, die darüber nachdenken. Aber in der österreichischen und deutschen Sozialdemokratie werden sie am ehesten gehört. Eine stärkere Teilnahme des Mannes an Hausarbeit und Care-Arbeit im eigenen Haushalt ist hingegen noch lange kein Thema. Therese Schlesinger zitiert Lilly Brauns Argumente für das Einküchenhaus beinahe wörtlich.

»Muß es doch jedem vernünftigen Menschen einleuchten, daß es eine arge Verschwendug an Material und Arbeitskraft bedeutet und unnötig viel Schmutz (!) in die Wohnung bringt, wenn in einem Hause, in welchem dreißig Familien wohnen, in dreißig Küchen, auf dreißig Herden gekocht wird, dreißig Frauen sich abmühen, um dreißig magere Mahlzeiten herzustellen. Wenn nicht nur diese dreißig Familien, sondern noch viele andere benachbart wohnende dazu, einer *hauswirtschaftlichen Genossenschaft* angehören, für die in einer *Zentralküche* gekocht, in einer *genossenschaftlichen Anstalt* die Wäsche gewaschen würde, so bliebe den proletarischen Müttern Zeit und Ruhe, um ihre *Parteipflichten* zu erfüllen, und insbesondere um sich der Pflege und Erziehung ihrer Kinder zu widmen.⁸

Wenige Jahre später schreibt Schlesinger, der Diskurs um das Einküchenhaus sei vor dem Ersten Weltkrieg auf dem besten Weg gewesen, »bei der Arbeiterschaft durchzudringen«. Immer mehr Männer und Frauen hätten eingesehen, dass das Einküchenhaus *sparsamer* sei. Doch der Krieg habe mit den Kriegsküchen den Genossenschafts-Gedanken unattraktiv gemacht.⁹ Mitte der 1920er Jahre sieht sie in der sozialdemokratischen

8 Therese Schlesinger, Das erste Familieneinküchenhaus in Wien. In: Die Sozialistische Genossenschaft 2 (1922), 96–97, 6.

9 Ebd.

Partei keinen Willen mehr, das Konzept zu übernehmen, und offenbar ist sie auch selber nicht mehr von der Idee des Einküchenhauses überzeugt. So wird das Einküchenhaus zu einem Anliegen bürgerlicher Vereine und Genossenschaften.

7.2.1 Das erste Einküchenhaus Wiens für ledige Frauen

Das erste Einküchenhaus Wiens errichtet die »Wohnungsgenossenschaft Heimhof« in der Peter Jordan-Straße 32–34 im 19. Gemeindebezirk. Die Gründung geht auf eine Initiative von Auguste Fickert zurück, die der Sozialdemokratie nahestehst, aber nicht angehört.¹⁰ Dieses Einküchenhaus ist für ledige Lehrerinnen, Staatsbeamtinnen und andere berufstätige, alleinstehende Frauen gedacht. Stubenmädchen räumen die Einzimmerwohnungen auf und halten »die Damen« von Hausarbeit frei. Rosa Schüttenhelm, die 1928 Bilanzbuchhalterin der Genossenschaft Heimhof wird, beschreibt die Gründungsidee Auguste Fickerts und das erste Einküchenhaus Wiens.

»Dieses Haus war für die dort wohnenden Damen eine wirkliche Wohltat. In jedem Stockwerk war ein Stubenmädchen. Die Wohnung bestand nur aus einem Einzelraum. Klosterräume waren rechts und links auf den Gängen. (Das Haus) war in Hufeisenform gebaut. Und Badezimmer waren auch gemeinsam auf jedem Gang. Im Parterre war ein großer Speisesaal, eine große Küche, Wirtschaftsräume. Eine Verwalterin, Küchenwirtschafterin, Küchenmädchen besorgten das Essen, Mittag- und Abendessen zu Selbstkostenpreisen. Es war *ein erweiterter Haushalt auf genossenschaftlicher Basis, ohne Gewinn.* [...] Die Damen konnten im Haus verschiedene Feiern veranstalten – Krampusfeier, Weihnachtsfeier und so weiter – also Geselligkeit pflegen. Es war eine große Bibliothek vorhanden, ein sehr schöner Garten, der von der Peter Jordan-Straße bis zur Eichendorffgasse reichte. Es gab eine Dachterrasse zum Sonnen mit Duschanlage.«¹¹

7.2.2 Das zweite Einküchenhaus für erwerbstätige Paare

Auguste Fickert erlebt die Fertigstellung des ersten Einküchenhauses im Jahr 1912 nicht mehr. Sie stirbt 1910. Ihr Bruder übernimmt die Leitung der Genossenschaft Heimhof. Auf seine Initiative beginnt Architekt Otto Polak-Hellwig, der schon das erste Einküchenhaus geplant hat, mit der Planung eines zweiten, diesmal ausdrücklich für *erwerbstätige Paare*. Das Haus wird 1922 fertiggestellt und bezogen. Rosa Schüttenhelm übernimmt 1929 die Aufgaben einer Bilanzbuchhalterin der Genossenschaft, aber auch die Planung der Mahlzeiten und den möglichst günstigen Einkauf aller Lebensmittel für die Großküche. Sie berichtet auf der Grundlage detaillierten kaufmännischen Wissens.

»Er (Direktor Fickert) war wie Auguste Fickert Sozialist und sehr befreundet im Rathaus mit dem seinerzeitigen Stadtrat (Hugo) Breitner. Den Gedanken des Einküchenhauses wollte er weiter pflegen. Er hat auf einem Baurechtsgrund der Gemeinde Wien,

¹⁰ Auguste Fickert (1855–1910), Sozialreformerin, Frauenrechtlerin, ledige Volksschullehrerin.

¹¹ Interview 28 mit Rosa Schüttenhelm, geboren 1903 in Erdberg, Landstraße, Wien 3. Ab 1929 und bis 1938 ist sie Bilanzbuchhalterin der Heimhof-Genossenschaft. Der zitierte Text wird von Frau Schüttenhelm nach Notizen auf Tonband gesprochen.

Pilgerimgasse 22–24, Ecke Wurmsergasse und Johnstraße das heute noch bestehende Mittelhaus erbaut. Komplette Zwei- bis Dreizimmerwohnungen mit Vorzimmer, Kochnische, Küchen waren *nicht notwendig*, nachdem eine Großküche (und ein Speisesaal, sowie ein Magazinraum) vorhanden war. Nachdem er baulich mit diesem komfortablen Haus mit Zentralheizung nicht weiter konnte, hat ihm wieder sein Freund Stadtrat Breitner weitergeholfen und mit einem bestimmten Vertragssystem den Ausbau dieser Anlage übernommen. Es entstanden dadurch (weitere) 250 Wohnungen, in denen circa 500 Menschen wohnten. Diese Wohnungen – *für Familien bestimmt, für Ehepaare* – bestanden aus Einzelräumen mit Schlafnische, Kochnische, Klosett: also eigentlich komplettete Wohnungen. Kochnischen deshalb, weil es eben ein Einküchenhaus war – erweiterter Haushalt mit einer Großküche.«¹²

Abb. 18a: Grundriss Küchenanlage und Speisesäle im zweiten Einküchenhaus, Pilgerimgasse 22–24, Wien 15.

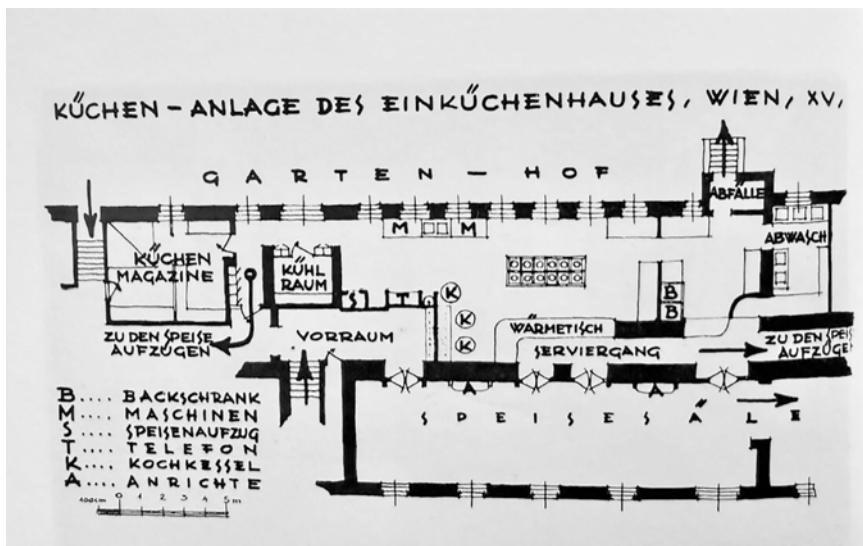
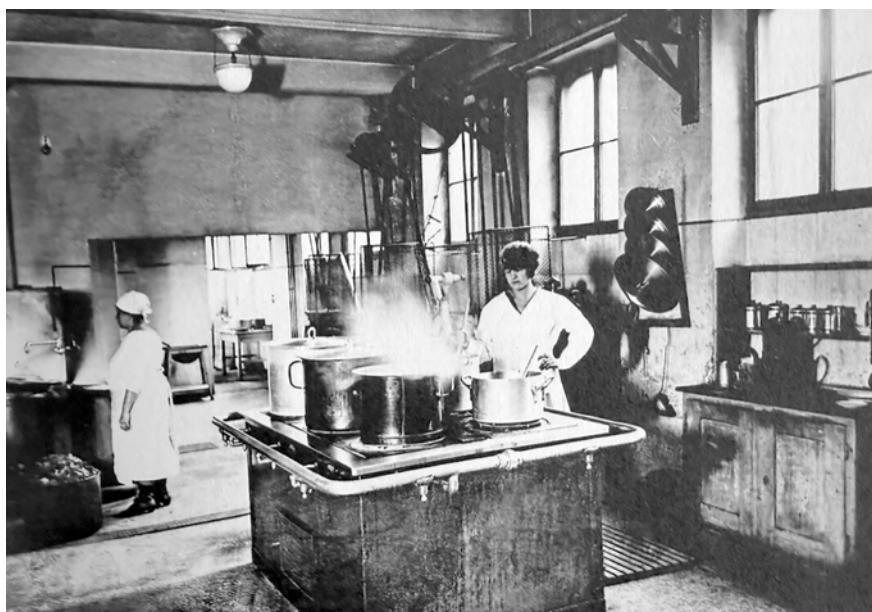


Abb. 18b: Großküche im zweiten Einküchenhaus, ca. 1925



7.2.3 Der Zubau von 1925

Schon im zweiten Jahr des Betriebs des zweiten Einküchenhauses in der Pilgerimgasse zeichnet sich für die Heimhof Genossenschaft ein Defizit ab. Direktor Fickert wendet sich wieder an den amtsführenden Stadtrat für Finanzen, Hugo Breitner, der im Gemeinderat den Antrag auf Entschuldung der Genossenschaft stellt. Zudem schlägt er einen Zubau mit 250 Wohnungen vor. Im Gegenzug erwartet er ein Mitspracherecht des Wohnungsamtes bei der Auswahl der Mieter*innen für den Zubau. Sie müssen der Genossenschaft einen Bezugsschein des Wohnungsamtes vorlegen.

Anders als im ersten Bauteil, der mit einer Gaszentralheizung ausgestattet ist, werden die Wohnungen im Zubau mit Koksofen beheizt. Dennoch gilt auch hier das Prinzip der Entlastung der Mieter*innen von schwerer Hausarbeit. Drei Hauswarte liefern den Koks bis an die Wohnungstüren. Die Mieter im Zubau haben das Recht, die Gemeinschaftsanlagen im ersten Bauteil (Mittelbau, Stiege 1) zu benutzen. Durch den Zubau auf zwei Seiten des Mittelbaus entsteht ein Innenhof, der mit Bäumen bepflanzt wird und in dem nun erstmals auch ein Kindergarten errichtet wird.

Willi Zvacek ist einige Jahre Mitglied des von den Mieter*innen jährlich gewählten Vorstands der Heimhof-Genossenschaft und wohnt mit seiner Lebenspartnerin Olga zunächst auf Stiege 1 des Einküchenhauses, ehe er mit seiner Partnerin und einem kleinen Sohn in eine Zweizimmerwohnung im Zubau übersiedelt (s.u.). Herr Zvacek verfügt daher über reiches Insiderwissen. Im Folgenden gebe ich eine längere dialogische Passage samt meinen Nachfragen wieder.

»Ich war dann *lange Jahre im Vorstand der Genossenschaft Heimhof*, die auf der Schmelz das Einküchenhaus gebaut hat. Es ist interessant, dass in dieses Einküchenhaus nur die *fortschrittlichsten Wiener* überhaupt einzogen sind. Und sie bildeten mindestens zwei Drittel von unseren Bewohnern im Einküchenhaus. Ich hab ja dann auch dort gewohnt, waren auch viele Juden. Ja und da war eine Küche (Zentralküche) unten (im Souterrain), da ist (von professionellen Köchinnen) gekocht worden. Es war ein sehr gutes, schönes Menü. Das teuerste war glaub ich der Bauernschmaus zum Preis von einem Schilling, dreißig Groschen. Und das billigste kostete 35 Groschen: Gemüse mit Erdäpfeln, Augsburger haben 45 Groschen gekostet, aber ein schönes Schnitzel mit Beilage hat einen Schilling gekostet. [...] Die Wohnungen waren damals ja sehr klein. Es waren im ursprünglichen Einküchenhaus nur Einzelräume mit einer Kochnische. Für je acht Wohnungen war ein Stubenmädchen. Das Stubenmädchen hat ein Zimmer am Gang gehabt und hat im Stockwerk aufgeräumt und das Geschirr (in den Kochnischen der Kleinwohnungen) abgewaschen, die Betten gemacht und sauber gemacht. Einmal im Monat ist gründlich (sauber) gemacht worden. Und da hat man den Zins (die Miete) bezahlt. Wir (Willi Zvacek und seine Lebenspartnerin Olga) haben damals im Monat samt Bedienung 45 Schilling bezahlt. Wenn ich denke, dass ich damals 140 Schilling im Monat verdient hab, war das *ein Drittel* von einem mittleren Einkommen. Das Essen hat man aber separat an der Kassa unten (im Speisesaal) bezahlt. Das Essen war nicht inbegriffen. Es war sogar ein (Haus)Telefon in jedem Stockwerk, (um mit der Küche zu kommunizieren). Und man konnte zum (öffentlichen) Telefon hinuntergeholt werden. Es war eine Dachterrasse da mit Duschen. Es waren Gesellschaftsräume da, es war eine Wäscherei da (mit bezahlten Wäscherinnen), das Bad (Badewannen) war im Souterrain des Hauses. Es war in jeder Weise für die damaligen Bedürfnisse gesorgt. Nur mussten, damit man sich das leisten kann, mussten beide (Partner) arbeiten. [...] Ich hab die Aufnahmebedingungen gelesen. Ich glaube, es stand sogar in den Aufnahmebedingungen, dass beide (Partner) berufstätig sind.«

RS: Gab es da nicht auch einen Kindergarten?

»Es hat im Heimhof (vor Fertigstellung des zweiten Bauteils) *keinen* Kindergarten gegeben, weil *kein Bedarf da war, die Leute haben ja keine Kinder gekriegt*. Wenn sie aber Kinder bekommen haben, ist daneben ein Gemeindebau gebaut worden, und da ist ein Kindergarten mit zwei Gruppen gewesen. Ich hab ja (von 1926) bis zum 58er Jahr in diesem Gemeindebau gelebt. Der Heimhof (Herr Zvacek meint hier den 1925 fertiggestellten Zubau der Gemeinde Wien) war dann *nur ein Gemeindebau*. Wir (Herr Zvacek und seine Lebenspartnerin Olga) haben da eine Zweizimmerwohnung gehabt, und unseren Buben haben wir runter in den Kindergarten gegeben.«

Der mit der Planung des Zubaus beauftragte Architekt Carl Witzmann sieht Ein- und Zweizimmerwohnungen ohne eigene Küche vor. Mit einer Grundfläche von 40 bis 45 Quadratmetern sind die Zweizimmerwohnungen etwa gleichgroß wie die mittlere Gemeindewohnungs-Type, sie haben wieder nur eine Küchennische, da die Genossenschaft davon ausgeht, dass die Mieter die Speisesäle im Souterrain des Mittelhauses benutzen werden. Zweizimmerwohnungen im Zubau werden nach den Regeln, die für Gemeindebauten gelten, vornehmlich an Ehepaare mit einem oder zwei Kindern vergeben. Wohl deshalb sagt Herr Zvacek, der Zubau sei »nur ein Gemeindebau«. Allerdings stimmt das

insofern nicht, als den Mieter*innen von Rechts wegen alle Gemeinschaftseinrichtungen des ersten Bauteils zur Verfügung stehen. Über den Baukostenzuschuss, die Wohnungsmiete und die damit getroffene Auswahl der Mieter*innen berichtet Herr Zvacek folgendes:

»Man hat Tausend Schilling Baukostenbeitrag zahlen müssen, und die sind weg, die hat man nie wieder zurückbekommen. Und das war schon ein erheblicher Betrag damals. (Für den Erzieher Willi Zvacek etwa ein Jahresgehalt) Und da haben damals begüterte und vor allem sehr kluge Leute/– Kinder kriegen war damals nicht interessant, das war, fast möchte ich sagen reaktionär, wie haben sie denn gesagt? Wer nicht geboren wird, wird nicht arbeitslos. Und da haben sich eben *viele kluge Leute, viele Intellektuelle und Leute aus der Geschäftswelt* zusammengeschlossen. Die Idee war ja schon älter. Ich darf Sie daran erinnern, dass da ein Verein (die Heimhof-Genossenschaft) gewesen ist, der schon lange bestanden hat, der in der Peter Jordan-Straße das allererste Einküchenhaus in Wien geführt hat *nur für ledige Frauen* (s.o.). Das Einküchenhaus in der Peter Jordan-Straße ist keine sozialistische Idee gewesen. Wir (Mitglieder der SDAP) haben uns damals diesen Verein (die Genossenschaft) Heimhof *erobert*, wir haben uns damals *hineingedrängt*, wir haben durch geschickte Wahlertaktik die Anderen schön langsam hinausbugsiert (hinausgedrängt), sodass wir damals die Führung erlangt haben.«

RS: Wie waren denn die Beziehungen zwischen den Bewohnern? Waren sie intensiver als in einem Zinshaus oder in einem Gemeindebau?

»Jeder hat ein oder zwei bekannte Parteien gekannt, die nebenan gewohnt haben. Unter Genossen (der SDAP) hat man sich freilich näher gekannt, man hat oft geplaudert. Und im übrigen hat es *Cliquen* gegeben. Hier ist unter anderem interessant, dass da unter den Juden ein Kampf gewesen ist zwischen den Juden ungarischer und spanischer Herkunft. Da hat es *Cliquen* gegeben, die haben sich wütend bekämpft. Und meine Analytikerin (Psychoanalytikerin), die auch Jüdin war wie alle anderen Analytiker, die ich so kenne, die hat mich eines Tages gefragt, wer die größten Antisemiten seien. Sag ich, das sind die Nazis, sagt sie, falsch, die (assimilierten) Juden sind die größten Antisemiten. Sie lehnten das Aussehen und die Lebensweise der orthodox-religiösen »Ostjuden« ab, von denen die meisten in der Leopoldstadt (Wien 2) angesiedelt waren. Und da war es natürlich im Heimhof so, natürlich ist sehr viel geredet worden darüber, dass *Frauentausch* stattgefunden hat und so weiter und so weiter. [...] Es ist darüber geredet worden und real war es natürlich auch. [...] Dort wo das jüdische Element, bitte ich bin kein Nazi, um Gottes Willen, bitte mich nicht misszuverstehen, aber wo dieses jüdische Element irgendwie hineingespielt hat, hat es eine gewisse *Schnitzlersche Lockerung* gegeben, nicht. [...] Es wird wahrscheinlich daran liegen, dass auch das Judentum seine Fesseln gesprengt hat, die strengen Fesseln der Religion und der jüdischen Moral, und dass sich da eine gewisse Lockerung und Freiheit breitgemacht hat. Ich glaub aber nicht, dass das im ursprünglich jüdischen Charakter angelegt war.«

RS: Sind das nicht eher intellektuelle Kreise gewesen, in denen diese Liberalisierung der sexuellen Verhältnisse stattfand?

»Natürlich waren es liberale Kreise, wo diese Lockerung stattgefunden hat, denn im Heimhof waren ja eigentlich kaum Arbeiter, da waren lauter Angestellte, lauter höhere, bessere Leute, Geschäftsleute und so weiter, auch viele öffentliche Angestellte, es waren Fürsorgerinnen drinnen, Autohändler, Lebensmittelhändler und so weiter. Und da hat es natürlich eine gewisse Lockerung gegeben.«

RS: Heißt das, es war keine sozialdemokratische Kultur?

»Nein. Beileibe war der Heimhof keine geschlossene sozialistische Kultur, da waren viele Bürgerliche drinnen. Nur hat man (in der SDAP) dann natürlich geschaut, dass man möglichst Genossen hineinkriegt, aber es war durchaus nicht sozialistisch. Nur die Spalte (der Genossenschaft) des Heimhofs haben wir dann auf unsere Seite gekriegt und der Verwalter war ein Genosse, aber sonst nicht.«

RS: Wer hat nun wirklich die Gemeinschaftseinrichtungen, die Großküche und den Speisesaal zugesperrt? War das schon vor den Nazis, oder waren das die Nazis?

»Die Wirtschaftskrise (1929ff.) war die Ursache, dass die Einrichtungen des Heimhofs immer weniger rentabel waren und dass sie dann zugesperrt wurden. Und als sie schon lange zugesperrt waren, dann erst sind die Nazi gekommen, nicht wahr, *nach der vaterländischen Zeit* (nach der austrofaschistischen Diktatur), und haben den Heimhof in einen Gemeindebetrieb überführt. Es war ja *notwendig*, zwei Drittel der Leute hinauszuschmeißen. Die sind doch alle ausgesiedelt worden dann und der Heimhof (die Genossenschaft) hat ja dann das Gebäude verloren, die Genossenschaft, die hat man uns einfach weggenommen und hat die Leute dann ausgesiedelt [...] weil sie Juden waren, haben sie raus müssen. Und dann haben sie *alles mögliche Gesindel*, das sie irgendwo zusammengesucht haben, in den Heimhof hineingestopft. [...] Bitte schön es, sind auch ein paar anständige Leute reingekommen, sind auch viele Genossen hineingekommen, die damals eine Wohnung gesucht haben, weil sie ausgebombt waren durch die Alliierten ab 1944 und bis Kriegsende, oder die sind vom Ausland zurückgekommen. Aber im wesentlichen ist *der Ruß* (Wiener Idiom für bildungsferne Menschen aus der Unterkasse, im sozialdemokratischen Diskurs auch >Lumpenproletarier<, die nicht zur Klientel der SDAP gezählt werden) hineingekommen in den Heimhof, dann wars aus, wars vorüber.«

RS: Ich verstehe noch nicht, warum aufgrund der Wirtschaftskrise die Gemeinschaftseinrichtungen im Heimhof nicht mehr möglich sind.

»Gut, das Bad (Wannenbäder im Souterrain) hat weiter funktioniert, die Wäscherei (Zentralwäscherei) hat schon nicht mehr funktioniert, weil die Leute viel selber gewaschen haben und weniger Wäsche hinuntergegeben haben. Die Küche (Zentralküche) hat nicht funktioniert, weil die Leute dann irgendwo im Gasthaus billiger essen gegangen sind, oder sie haben selber gekocht. Die Preise waren dann... wenn nur einer verdient hat (wenn einer der Lebens- oder Ehepartner seine Erwerbsarbeit verloren hat) ist es schon nicht mehr gegangen. Dann haben sie natürlich der Reihe nach die Bedienung gekündigt (s.u. die damit übereinstimmende Aussage von Frau Christian). Und wenn jetzt ein Mädel (Stubenmädel) nur vier (Parteien) gehabt hat, und das andere Mädel auch nur vier (Parteien), haben sie das zusammengelegt und es ist ein Mädel

abgebaut worden. Und so ist das *Schritt für Schritt langsam alles immer weiter zurückgegangen*, bis man eines Tages praktisch nur mehr den Zins (die Wohnungsmiete) gezahlt hat und keine Bedienung mehr gehabt hat, in der kleinen Nische gekocht und die Wohnung verstunken hat. Einkaufen gegangen ist man auf den Markt, der ist billiger gewesen. Meine Frau ist damals arbeitslos geworden und jahrelang zuhause gewesen. Da haben wir nicht mehr essen gehen können in den Speisesaal.«

RS: Ich stelle mir vor, als Familie gilt, wenn zwei abends zuhause zusammensitzen und essen, was die Frau gekocht hat. Meinen Sie, dass die Leute im Heimhof dieses patriarchale Familienbild überwunden hatten? Diese Meinung, dass zu einem echten Familienleben gehört, dass die Frau für den Mann und die Kinder kocht und sorgt?

»Wenn Sie unter Familie verstehen, dass zwei Leute eine Familie sind, dann waren im Heimhof Familien. Aber die werden sich doch nicht am Abend im Zimmer zusammensetzen, sondern die gehen, damit sie sich die Hände nicht schmutzig machen und Geschirr abwaschen, die gehen doch hinunter und essen unten (im Speisesaal), sodass man von einer Familie in dem (üblichen) Sinn im Heimhof nicht reden kann.«

RS: Waren so wenige Ehepaare oder Paare mit Kindern im Heimhof?

»Ganz wenige, ganz wenige, denn die, die Kinder gehabt haben, die haben geschaut, dass sie rauskommen, dass sie eine Gemeindewohnung wo kriegen, wo sie ein bisschen mehr Luft haben, wo sie eine größere Wohnung haben. Im Heimhof hat es auch eine schöne *große Bibliothek* gegeben, wo man sich Bücher ausborgen konnte. Es hat im Heimhof eine *Fahrradgarage* gegeben. Damals ist das Fahrrad aufgekommen. Und es hat eine *Motorradgarage* gegeben, denn die Bewohner haben sich damals ja noch kein Auto leisten können, aber ein Motorrad haben sie gehabt. [...] Ich kann mich erinnern, mein Nachbar, der Philharmoniker Professor Obermeier, das ist auch einer von denen gewesen, der ist immer mit dem Motorrad gefahren. Aber die Idee von Lilly Braun von der Entlastung der Frau, die ist dann notwendig, wenn die Frau ins Geschäft geht, wenn sie nicht ins Geschäft geht, kocht sie schon lieber zu Hause. So konservativ ist sie schon, [...] und dann musste sie (bei der Bewerbung um eine Wohnung im Einküchenhaus) ja eine Arbeit *nachweisen*. Ich denke, wenn in einem Einküchenhaus einer Frau die ganze (Haus)Arbeit weggenommen wird und sie keinen Beruf hat, die kommt ja, sie kommt entweder auf schlechte Gedanken, oder sie kommt sich unnötig vor, und der Mann sagt, wozu brauch ich die (Frau) überhaupt? Wie hat ein Freund zu mir gesagt: Wozu brauch ich mir eine Kuh kaufen, wenn ich die Milch literweise bekommen kann? Das ist grob und gemein ausgedrückt. Aber deshalb ist die Frau bemüht, möglichst tätig zu sein, was zu tun, was zu arbeiten, immer was zu machen, sich unentbehrlich zu machen, nicht wahr, weil dann hat sie ja einen Beruf. Die Lilly Braun hat nicht daran gedacht, dass sie mit dieser Genossenschaftseinrichtung arbeitslose Frauen schafft, und der alte Bezirksvorsteher Schimon¹³ auch nicht.«

13 Franz Schimon, 1863–1929; ab 1918 Mitglied der zunächst provisorischen Bezirksvertretung Hietzing, und von 1919 bis zu seinem Tod 1929 zehn Jahre Bezirksvorsteher des damaligen 13. Bezirks, bestehend aus Hietzing und Penzing. Vgl. das rotewien.at. Weblexikon der Wiener Sozialdemokratie, Stichwort Schimon Franz.

Franz Schimon (1863–1929) ist einer der Gründer jenes Bauvereins, der um 1910 in Hütteldorf-Hacking eine Eisenbahner-Siedlung errichtet, in der genossenschaftliche Elemente das Alltagsleben vereinfachen und modernisieren, allerdings ohne bezahltes Hauspersonal (s. Kapitel 7.1). Willi Zvacek, der in dieser Siedlung aufwächst, ist der Genossenschaftsgedanke also seit seinem siebenten Lebensjahr vertraut. Er weiß auch, dass August Bebel und Lilly Braun für das Einküchenhaus werben, um erwerbstätige Frauen von Hausarbeit zu entlasten. Er erwähnt den Bezirkvorsteher von Hietzing und Penzing (damals bilden diese durch den Wienfluss getrennten Vororte zusammen den 13. Bezirk), Franz Schimon, der sich um 1926 in einer Sektionssitzung, an der auch Willi Zvacek als Obmann der SAJ in Ober-St.Veit und Hacking teilnimmt, den Bau eines Einküchenhauses vorschlägt. Es ist aber nicht belegbar, dass der Bezirkvorsteher Schimon diese Sätze so oder ähnlich gesprochen hat. Es könnte sein, dass Herr Zvacek, der schon als Jugendlicher Bücher von Lilly Braun und August Bebel liest, dem Bezirkvorsteher Schimon Lilly Brauns Argumente in den Mund legt. Wie Lilly Braun und August Bebel ihre Argumente für das Einküchenhaus von dem russischen Anarchisten Kropotkin übernommen haben könnten, der in *La Conquête du Pain* (Die Eroberung des Brotes, 1892) für das Einküchenhaus plädiert. Wir sehen: Wichtige Aussagen werden von Diskurssprechern zu verschiedenen Zeiten gleichlautend oder leicht verändert getroffen. So existiert der Diskurs über Zeit und Raum und über Sprachgrenzen hinweg. Bezirkvorsteher Schimon trifft mit seinem Plädoyer für ein Einküchenhaus in der Versammlung der Sozialdemokraten auf einige Widerspruch.

»Dieser Schimon hat eines Tages die Sektion (der SDAP in Hietzing) souverän geleitet und hat immer wieder Gedanken in die Menge geworfen, hat er gesagt, das ist doch ein Blödsinn, warum machen wir nicht eine große Küche (Großküche), warum müssen da hundertfünfzig (bei Lilly Braun sind es 60, bei Therese Schlesinger 30) Frauen hier ihr Brennmaterial, ihre Zeit und ihre Mühe vergeuden, um da etwas zu kochen. Da sind dann ein paar (männliche Mitglieder der Sektion) aufgestanden und haben gesagt, das geht gar nicht, ich will ja das haben, was ich essen will, ich werde doch nicht das essen, was da in der Küche (Zentralküche) gekocht wird. Also da ist der Standpunkt, der *Patriarchen-Standpunkt*, so richtig zum Ausdruck gekommen.«¹⁴

Bürgerliche und sozialdemokratische Journalist*innen kommentieren das Einküchenhaus skeptisch. Den Heimhof-Genossenschaftern werfen sie vor, *ihre Frauen falsch zu erziehen*. Dieses Argument schwingt, wie ich finde, auch bei Herrn Zvacek beinahe unmerklich mit. Die christlichsoziale Partei und die ihr nahestehende Presse denunzieren die Zentralküche, die Speisesäle und die Beschäftigung von bezahltem Hauspersonal als Verschwendungen *öffentlicher Gelder* – eine glatte Lüge, denn alle Dienstleistungen im Einküchenhaus werden von den Mieter*innen bezahlt. Das ist ja auch der Grund, warum das Einküchenhaus die Weltwirtschaftskrise und Arbeitsplatzverluste der Mieter*innen nicht überlebt (s.u.).

Herr Zvacek röhmt die im Einküchenhaus angebotenen Serviceleistungen und bedauert, dass Speisesäle, Speiseaufzüge, Gesellschaftsraum, Badeanlage etc. nach

14 Interview 14, 2. Gespräch mit Willi Zvacek, geboren 1903 in Meidling, Wien 12.

dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft und des Krieges nicht wiederhergestellt werden und das Wohnungsamt wirtschaftlich schwache Mieter*innen in freie Wohnungen im Einküchenhaus einweist. Er wohnt mit seiner Lebenspartnerin und dem gemeinsamen Sohn von 1925 bis 1958 im gemeindeeigenen Zubau. Im Folgenden berichtet er, wie die 1929 einsetzende Wirtschaftskrise das Einküchenhaus trifft und die Gemeinschaftseinrichtungen nach und nach aufgegeben werden.

»Und dann ist die Wirtschaftskrise gekommen und die Leute haben ihre Posten (Arbeitsplätze, Anstellungen, Aufträge..) verloren. Die haben sich das alles (die zahlungspflichtigen Dienstleistungen des Personals im Einküchenhaus) nicht mehr leisten können. Dann ist die Wäscherei zugrunde gegangen. Das Bad ist zugrunde gegangen, alles ein Defizit. Und dann ist die Küche (Zentralküche) eingestellt worden. Und dann hat die Gemeinde/da sind (im März 1938) die Nazi gekommen, haben den Heimhof weggenommen, er galt nun als *ganzes als ein Gemeindebau*. [...] Die (nationalsozialistische Gemeindeverwaltung) hat das (Vertragsverhältnis zwischen der Genossenschaft Heimhof und der Stadt Wien) aufgehoben. Und heute (im Jänner 1982) ist es ein *Slum*, ein Haus mit lauter einzelnen Kleinwohnungen ohne Komfort, ohne die ganzen herrlichen (Gemeinschafts)Einrichtungen.«

Erna Christian arbeitet um 1923 als Verkäuferin im Konsum und später im Warenhaus Stafa auf der Mariahilfer Straße.¹⁵ Vergeblich versucht sie als ledige junge Frau mehrmals am Wohnungsamt eine Gemeindebauwohnung zugeteilt zu bekommen. Für Alleinstehende sind Gemeindebauwohnungen nach den Regeln des Amtes nicht vorgesehen. Das bringt Frau Christian auf die Idee, der Heimhof Genossenschaft beizutreten.

»Ich war ja unzählige Male im Wohnungsamt, hab mir gedacht, ja mein Gott na ein Mensch wie wir, die müssen doch eine Wohnung kriegen. Der (Beamte) hat mir aber das Register vorgelegt und der erste Punkt war, man musste verheiratet sein. [...] Das war schon die Bartensteingasse (das Wohnungsamt in der Bartensteingasse 7). Da bin ich unzählige Male heulend rausgegangen, weil ich mir gedacht hab, ja was tu ich denn? Der erste Punkt ist, ich muss verheiratet sein, sonst komm ich nie zu einer Gemeindewohnung.«¹⁶

Von der Genossenschaft für ledige und alleinstehende, erwerbstätige Frauen in der Peter Jordan-Straße hat Erna Christian gehört. Da dort kein Platz frei ist, will sie der Heimhof Genossenschaft beitreten, um im zweiten Einküchenhaus für erwerbstätige Paare eine Einraumwohnung zu bekommen. Sie und ihre Freundin haben aber große Schwierigkeiten, den Baukostenzuschuss von Tausend Schilling aufzubringen. Mit geborgtem Geld und strengem Sparen schaffen sie es doch. Zusammen beziehen die jungen Verkäuferinnen eine Einraumwohnung im zweiten Einküchenhaus in der Pilgerimgasse.

15 Stafa, auch »Mariahilfer Zentralpalast – Erstes Wiener Warenmuster- und Kollektiv-Kaufhaus« in der Mariahilfer Straße 120, erbaut 1910/1911.

16 Interview 30 mit Erna Christian, geboren 1904 in Rudolfsheim, Wien 15.

»Aber wir haben ja ein ganzes Jahr am Abend wirklich nur von Schmalzbrot und Tee gelebt, dass wir das (die Tausend Schilling Baukostenzuschuss) zusammenkriegen. Wie wir dann da waren, waren wir schon glücklich. Es war eine *Sensation* für uns Jugendliche. Eingezogen sind wir mit fast nichts, mit einem Handwagerl, ein paar Matratzen drauf. Ein Bett haben wir jede gekriegt von der Stiefmutter, und einen Kasten und so ein kleines Nachtkastl. Das war dann schon alles. [...] Es haben schon die besseren Leute auch da gewohnt. Es waren sehr viel Gut-Verdienende, Doppel-Verdienende. Wir sind ja auch (von den anderen Mietern) ein bisserl schief angeschaut worden.«¹⁷

Die Kochnische hat nur einen einflämigen Gaskocher oder Réchaud.¹⁸ Ein alter hölzerner Koffer des Vaters dient Frau Christian und ihrer Freundin als Tisch. Irgendwann bringen Freunde einen aussortierten »klobigen Wirtshaustisch«, der in dem kleinen Wohnraum viel zu groß, aber doch zweckmäßig ist, denn die politisch aktive Erna Christian und ihre Freundin haben oft Gäste. Im Folgenden berichtet Frau Christian über den langsamen Verfall der Gemeinschaftseinrichtungen. Ihre Erzählung stimmt mit der von Willi Zvacek überein und enthält weitere interessante Details.

»Arbeiter hats ja fast nicht gegeben. Da waren vielleicht drei oder vier Parteien, die man zur Arbeiterschaft rechnen konnte. Die konnten (beginnend mit der Wirtschaftskrise um 1929) das Ganze nimmer leisten. So konnte man die Bedienung kündigen, und man konnte dann den Gasradiator (der Zentralheizung im ersten Bauteil) eintauschen gegen einen Koksofen. Man musste Koks heizen, weil die Kamine nur für die Gasheizung ausgelegt waren. Und man hat dann außer dem Menü auch extra Speisen bekommen, man konnte Kleinigkeiten kaufen. Das war alles eine Konzession an die (Wirtschafts-)Krise. [...] Man ist zum Kohlenhändler gegangen und hat sich grad einen Kübel (Koks) raufgeholt. [...] Ich hab heuer zum ersten Mal diese Schwarzkohlen geheizt. Drum bin ich gar so schmutzig geworden. Die machen furchtbar viel Ruß. Ich hab mich das vorher nie getraut, weils geheißen hat, wir dürfen nur Koks heizen wegen der Kamine. [...] Aber wir haben schon ein paar Mal Kalamitäten gehabt mit dem Kamin und erst heuer war wieder etwas, eine Vergiftung. Und jetzt haben sie wieder geflickt [...] Bis vor einem Jahr (1978) war die Brause oben (auf dem Flachdach). Hat man sich im Sommer abduschen können. Sie war verschalt mit einem Holzverschlag. [...] Das war ein Juwel. Aber sie (die Stadtverwaltung) habens nimmer hergerichtet. Die Gemeinde Wien tut nichts mehr hineinstecken, glaub ich. Jetzt haben wirs halt benützt, so gut es gegangen ist. [...]«

»Nach dem Fünfundvierziger Jahr ist ja alles anders geworden. Das Haus ist von der Gemeinde als Gemeindehaus geführt worden, obwohl man (im Vergleich zum Gemeindebau) sehr im Nachteil war, da man keinen Nebenraum (Kabinett), keinen Keller, gar nix gehabt hat, keine Waschküche, keine Küche. Wenn sich jemand einen größeren Gasherd angeschafft hat, einen vierflammigen, hat er müssen erst die Zuleitungen verstärken lassen. Es waren nur die Zuleitungen für den Gas-Radiator und für den Gas-Rescho (Réchaud). Das war schon ein Hindernis. Dann ist das schreckliche Fünfundvierziger Jahre gekommen: kein Wasser, kein Waschmittel, kein Essen, kein Kochen. Da haben wir im Hof Feuerln gemacht. Von der Bombe sind wir verschont worden.«

17 Ebd.

18 Réchaud ist abgeleitet von fr. réchauffer »wieder aufwärmen«, »aufheizen«.

Zur Zeit des Interviews mit Frau Erna Christian, das Gottfried Pirhofer im Herbst 1979 führt, ist die Lage im ehemaligen Einküchenhaus schon seit Jahren ausgesprochen trist.

»[...] was man uns jetzt reinsetzt (an neuen Mieter*innen) ist ja fast ein Skandal. Aber bitte vielleicht mit Absicht, und weil sie nicht wissen, was sie mit dem Haus machen sollen. Es ist ja sicher eine Schwierigkeit für die Gemeinde. Es fällt gänzlich aus dem Rahmen. Und sie haben dadurch viele Schwierigkeiten und Beschwerden. [...] Aber man soll sich die Leut schon a bissl anschauen können, die man da reinsetzt, und ob sie eine Wohnung verdienen. Es verdienen nicht alle. Es gäbe genug junge Leute, die es ja verdienen, und die kriegen sie meistens gar nicht.«¹⁹

Da sich Frau Christian daran erinnert, als junge ledige Frau keine Gemeindewohnung erhalten und Tausend Schilling Baukostenzuschuss für den Eintritt in die Genossenschaft bezahlt zu haben, betrachtet sie die nun kostenlose Vergabe der freien Kleinwohnungen bei geschlossenen Gemeinschaftsanlagen durch das Wohnungsamt als doppelt verfehlt. Für Familien sind die Einraumwohnungen ungeeignet. Auf die Zuverlässigkeit der Mieter*innen werde vom Wohnungsamt kein Bedacht genommen. Ich gewinne den Eindruck, dass das ehemalige Einküchenhaus ab den 1940er Jahren ähnlich wie das »Negerdörfel« in Breitensee zu einem abgewohnten Notquartier für Mieter*innen wird, die Schwierigkeiten haben, die Miete für Wohnungen in Gemeindebauten oder Zinshäusern aufzubringen.

7.2.4 Die Vertreibung der jüdischen Mietparteien

Herr Zvacek zeigt sich an der Lebensweise der Bewohner*innen jüdischer Herkunft im Einküchenhaus in den 1920er Jahren auffallend interessiert. Sein Exkurs über den Antisemitismus der assimilierten Juden wirkt an dieser Stelle etwas deplatziert, denn orthodoxe Juden wohnen nicht im Einküchenhaus. Die von ihm erwähnten Erzählungen über liberale oder libertine Experimente der offenen Beziehung und des Partnertauschs lassen das antisemitische Stereotyp von sexuell hyperaktiven Juden anklingen. Stimmig scheint hingegen das von Zvacek gezeichnete Bild von einer relativ kaufkräftigen, teils intellektuellen, teils wirtschaftlich tätigen Elite junger Frauen und Männer, die das Einküchenhaus ausdrücklich wählen, um sich aus patriarchalen und hauswirtschaftlichen Zwängen zu befreien. Dass die Bevölkerung und die Funktionäre der SDAP im Bezirk dem Einküchenhaus auch deshalb misstrauisch gegenüberstehen, scheint mir plausibel. Als nach dem Anschluss im Frühjahr 1938 Nationalsozialisten die Stadt regieren, siedeln sie alle jüdischen Mieter*innen offenbar auf Betreiben eines nationalsozialistischen Mieters aus und führen das Haus fortan wie einen »normalen« Gemeindebau. Eine der bleibenden Mieterinnen ist die zu dieser Zeit klandestine Kommunistin Erna Christian. Sie ahnt das Schicksal der Vertriebenen: »Ich kenne keinen, der zurückgekommen ist.« Hingegen beschreibt die ehemalige Bilanzbuchhalterin der Heimhof Genossenschaft, Rosa Schüttenhelm, die Vertreibung der jüdischen Mietparteien aus dem Einküchenhaus wie einen Sachzwang.

19 Ebd.

»Leider wohnten in diesem Haus circa dreißig Prozent, also ein Drittel Nicht-Arier. Im Zuge dieser damals so furchtbaren Zeit wurden sie alle gekündigt, auch die Mischehen. Denn die jetzige (damalige) Gemeinde Wien, natürlich nationalsozialistisch, brauchte ja Wohnungen. Und in diese unzulänglichen Wohnungen, die ohne eine (weiter betriebene) Großküche zu klein waren, brachten sie ihre Parteigenossen und Freunde unter. Im Jahr 1939 wurde der Genossenschaft von der damaligen Gemeinde Wien der Vertrag gekündigt und wir (die Genossenschaft) wurden liquidiert.«²⁰

Hans Christian, Sohn von Erna Christian, 1930 geboren und im Einküchenhaus aufgewachsen, erinnert das Haus bereits ohne funktionierende Zentralküche. Die beiden Speiseaufzüge stehen seit langem still, es gibt weder Köchinnen, noch Stubenmädchen, noch Wäscherinnen im Haus. Die verrottenden Gemeinschaftsanlagen und der Hof sind das Terrain seiner Kindheit. Sein Resümee bezieht sich zunächst auf das noch irgendwie funktionierende Haus Anfang der 1930er Jahre, ehe er mit der traurigen Lage des Hauses in den späten 1970er Jahren schließt.

»Die Leut, die das von früher noch gewohnt waren, die haben am Freitag ihr Viertelstündchen gehabt, es war ja eingeteilt. Früher war das sehr frequentiert. Du hast müssen rechtzeitig runtergehen, dich anmelden, möglichst schon eine Woche vorher. Man hat das eingestempelt gekriegt, eingelocht in eine Karte. Dann bist du gekommen. Und da hats Leut gegeben, die haben fix ihr Dauerabonnement gehabt, so wie im Burgtheater in der Loge. Die sind dann im Bademantel hintunter. Das Bad, da war gegenüber das Kesselhaus, das hat gleichzeitig die Wäscherei gespeist. Das war ein riesen Kesselhaus. Wenn die die Tür offen war und du hast hineingeschaut, hast du geglaubt du schaust bei einem Ozeandampfer ins Kesselhaus. Aber drüber, da war der Herr Waggerl. Ein ganz niedriger Raum, Abteile, Brauseabteile, ein Ofen mit Koks zu heizen, ein kleiner Holztisch, da sitzt der Waggerl mit einem schneeweissen Bart. Der hat die Karten gezwickt und immer Koks geschaufelt. Da hast geglaubt, du bist wirklich auf einem Ozeanriesen.«²¹

Die Vertreibung der jüdischen Mieter und den Einzug von Nationalsozialisten, ab 1944 auch von ausgebombten Familien erinnert Hans Christian ähnlich wie seine Mutter mit Bedauern.

»Und das hat sich dann verlagert [...], da waren Nazi drinnen, die haben die Wohnungen zugewiesen bekommen, da waren vorher Juden drinnen. Und einer im Haus, der hat sich in der Partei (in der NSDAP) wichtig gemacht, der hat wollen, dass die Juden ausziehen. Da hat man genau gewußt, die gehen ins Konzentrationslager [...]. Und da hab ich mit meinem Freund, mit dem Bill Haley-Freund,²² die Telephone // die Auf-

20 Interview 28 mit Rosa Schüttenhelm, geboren 1903 in Erdberg, Landstraße, Wien 3.

21 Interview 29 mit Hans Christian, geboren 1930 in Rudolfsheim, Wien 15.

22 Bill Haley (1925–1981) ist ein US-amerikanischer Topstar des Rock 'n' Roll in der zweiten Hälfte der 1950er Jahre. Seine Band Bill Haley and the Comets gründet er 1952. Sie tritt am 22. April 1956 im Wiener Konzerthaus auf und trägt zur Popularität des Rock 'n' Roll in Europa bei. Die zweite Jugendkultur der Halbstarken in Wien setzt etwa zu diesem Zeitpunkt ein. Vgl. Thomas Grotum, Die Halbstarken. Zur Geschichte einer Jugendkultur der 50er Jahre, Frankfurt a.M. 1997.

züge, die Speiseaufzüge, die haben doch Telephone gehabt in jedem Stock. Wir ham also diese Telephone zerlegt, da waren Kupferwicklungen, ein dünner Draht, den Draht haben wir übers Flachdach eingefädelt bei den Geländern bis zu mir (hinüber). I bin obigrennt in die Wohnung, hab an Besenstiel hinausgehalten beim Fenster, er hat den Kupferdraht obighaut. Ich hab ihn bei mir mit einem Bananenstecker ins Radio eingesteckt und seine Jazzmusik bei mir daham gehört. Des war arg, dass es funktioniert hat, übers ganze Haus, zweihundertfünfzig Meter warn das. [...] Aber heute, (1979) der Lärm von der Johnstraße, ich leide darunter sehr. Die Situation kann nie mehr dieselbe sein. Die Luft ist pestiger und die Leute sind ruiniert, die Leut sind nimmer da. Es ist ein Sterbehäus, ein berühmtes Sterbehäus.«

7.2.5 Resümee zum zweiten Einküchenhaus

Die Aussagen von Willi Zvacek, Rosa Schüttenhelm, Erna Christian und Hans Christian stimmen darin überein, dass sich der Niedergang des Einküchenhauses Heimhof in der Pilgerimgasse nicht mit dem Anschluss im Frühjahr 1938 erklären und datieren lässt, sondern sich ab 1928 in mehreren Schritten vollzieht. Er beginnt damit, dass sich Mieter*innen nach Einkommensverlusten das Service der Stubenmädchen, Wäscherinnen und Köchinnen nicht mehr leisten können. Die Kündigung von Hauspersonal durch die Genossenschaft ist die Folge. Nach und nach gehen die Gemeinschaftsanlagen außer Betrieb. Erst zehn Jahre später vertreiben die nun Wien regierenden Nationalsozialisten alle jüdischen Mieter*innen aus dem Einküchenhaus und seinem Zubau. Die frei werdenen Wohnungen vergeben sie an Parteigenossen der NSDAP und an ausgebombte Familien. Damit verliert der Heimhof sein liberal-intellektuelles Ambiente und mindestens ein Drittel seiner Erstmieter*innen. Aus dem Heimhof wird besitzrechtlich ein Gemeindebau, der allerdings gegenüber »normalen« Gemeindebauten eminent Nachteile hat. Mit der Entscheidung des Wohnungsamtes, die Gemeinschaftsanlagen nach 1945 nicht mehr zu renovieren und leerstehende Wohnungen an finanziell schwache Mieter*innen zu vergeben, setzt sich der Verfall des Hauses bis in die 1970er Jahre weiter fort.

Günther Uhlig irrt also, wenn er die Schließung der Gemeinschaftsanlagen ursächlich und zeitlich an den Anschluss im März 1938 bindet. Sie erfolgt schon etwa neun Jahre davor. Auch sein Vergleich mit den Gemeindebauten ist falsch wenn er schreibt: »In den meisten der Gemeinschaftseinrichtungen unterschied sich der Heimhof *nicht* von den sozialen Services, mit denen der Wiener Gemeindewohnungsbau *generell* ausgestattet worden ist.²³ Das Gegenteil ist der Fall. Das Alleinstellungsmerkmal des Einküchenhauses ist bis ca. 1929, erwerbstätige Frauen durch bezahltes Hauspersonal von Hausarbeit zu entlasten. Das aber sieht das kommunale Bauprogramm der Stadtregierung zu keiner Zeit vor. Aus dem ehemaligen liberalen und emanzipatorischen Projekt des Zweiten Einküchenhauses wird ein Notquartier und bleibt es bis in die 1970er Jahre.

23 Vgl. Günther Uhlig, Kollektivmodell »Einküchenhaus«. Wohnreform und Architekturdebatte zwischen Frauenbewegung und Funktionalismus 1900–1933. (Werkbund Archiv 6), Gießen 1981, 42. Meine Kursivierung.